Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bruneck, Hans von: Gustav Frenssen : zu seinem 50. Geburtstage am 19. Oktober

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

Gustav Frenssen

Zu seinem 50. Geburtstage am 19. Oktober

Von Hans von Bruneck in Berlin

Kennst du das Land zwischen den Meeren? Hast du schon einmal erfahren, was es bedeutet, in jener nordischen Luft zu atmen, mit jenen germanischen Menschen zu leben? Hier breitet sich die schimmernd grüne Marsch in schmalem Streifen, laufend von Süd nach Nord, die Meeresküste im Westen. Kleine und breite Kanäle, im Sommer zumeist trocken, durchschneiden den fetten Boden, dessen Fruchtbarkeit und Ergiebigkeit man schon ohne landwirtschaftliches Wissen erkennt. Hier und da, weit verstreut voneinander und kaum verbunden durch schmale Wege einige Erhebungen, die Wurten. Sie tragen im Kranze hoher Ulmen, durch die der Seewind rauscht, alte, breite Gehöfte, schwer lagernde, strohgedeckte Bauernhäuser, in deren Fenstern von Westen her, über die Nordsee hinweg die abendliche Sonne blitzt, die am Morgen über das östliche Meer strahlt und um Mittag sich über Deutschlands Weite dehnt. Auf lang sich hinziehenden, grasbewachsenen Binnen-, Haff- und Außendeichen laufen die großen Straßen: aus weiter Ferne kann man schauen, wer auf ihnen dahinwandert, und wie Gespenster heben sich die schwarzen Gestalten der Reisenden vom blanken Himmel ab. Und über all der Grüne, über dem Blühen und Wachsen, über schneeweißer Öde und Einsamkeit wölbt sich in horizontferner Begrenzung, in mächtiger Glocke die Veste des Himmels, die Endlosigkeit der Luft, aus der im Sommer der Lerchen Jubeln herniederfällt, aus der im Frühjahr der Kiebitze Schrei verhallt. Neben der Marsch reckt sich die Geest. Sie ist der Gegensatz zu all dem Reichtum und Gedeihen in der Tiefe. Sie liegt hoch, plötzlich ansteigend aus dem Lande, das einst harter Sinn dem Meere abrang und abringt. Die Geest ist uraltes Land, sandig, trocken, heidekrautbesät. Katen, arme Bauerngehöfte lagern auf ihr. Sie trägt auch die kleinen Ackerstädte, Dörfer und Gemeinden. Ein Marschdorf gibt es kaum: wer in der Marsch seine Länder bebaut, lebt allein auf seiner Wurte. Auf der Geest drängt das Volk zusammen, ist es mehr aufeinander angewiesen, lebt Händler- und Erwerbsgeist, wie dort der Sinn des Besitzenden. Wundervoll ist es, Sommertage in

der Geest zu verleben: da gräbt die Sonne ihre Glut in Sand und Heide, in Kiefernwald und Haferfeld, indessen unten auf der schattenlosen Marsch die Kühe und Pferde in den weiten Hürden und auf den von Knicks umsäumten Weideplätzen hinter einzelnen Bäumen Kühle und Dunkel suchen.

Das Land, die Menschenart und -lebensweise lösen sich in Holstein und in Dithmarschen ganz in der Natur auf. Sie allein begründete und erhielt mit ihrem Gegensatz von Marsch und Geest die sozialen und materiellen Unterschiede. Sie veranlaßte auch einst die Scheidung von Herrenmensch und Volksvertreter. Denn der Herrenmensch allein konnte sich dem Meere entgegenstemmen, der brüllenden Nordsee im jahrhundertelangen Kampfe Land — die Marsch — abzwingen und vor den Angriffen der wütigen Feindin bewahren. Der Herrenmensch allein konnte die Schutzdeiche bauen und erhalten, konnte Hilfe bringen, wenn die Elemente rasten, wenn auf den Wassern die Not schrie. Und die Natur war es, die den Freiheitstrieb in die Brust dieser Männer senkte. Wie die Möve frei, die von der grauen See weit ins Land hinein streicht, mußten sie sein, sollte ihnen ihr Eigen bleiben, das keiner zu halten verstand, als sie allein, und das sie in manchem politischen Streite bewahrten. Wenn auch einst niedergezwungen von fürstlicher Uebermacht, so doch nie innerlich besiegt: der Bauer der König seiner Welt. Trotz, Stolz, Zähigkeit, Willenskraft, Ehrlichkeit, Verschlossenheit, Festigkeit, Härte, Wildheit und Hochmut drängten sich in der Dithmarschen Blut, das geistige Frucht zu tragen erst im neunzehnten Jahrhundert die Überkraft und die Muße fand.

Aus solchem Volke ging Gustav Frenssen hervor, aus einem Volke von Aristokraten. Kein Proletarierbewußtsein kam hier auf, kein Demokratensinn konnte hier mächtig werden. Die Volkseinheit, die da war, war gegeben durch den Besitz, durch das Erbe, nicht durch den Erwerb, den Handel. Wer den trieb, gehörte zu den „Kreyen", die von den „Uhlen" verachtet wurden und niemals Einfluß auf das Werden des Landes erhielten.

Die Ahnen Gustav Frenssens rechneten zu den „Uhlen". Erst jüngst erfuhr der Dichter von dem Bauerntume seines Geschlechtes. Er hatte schon lange darüber nachgerätselt, woher die unhemmbare Sehnsucht nach Ackerbesitz und Bauerspielen in seiner Familie, in seinem eigenen Innern stammte. Schon der Pastor hatte in Kirchenbüchern Nachforschungen nach der Herkunft seines Namens, seiner Art angestellt. Denn „es macht Freude und allerlei gute und stille Gedanken, zu wissen, woher man gekommen ist." Und so gelang es ihm schließlich, aus alten Türkensteuerlisten festzustellen, daß die Frenssen aus dem Hardergeschlecht, um 1600 ansässig in Süderdithmarschen, stattliche Bauern waren, denn ein Frenssen Jürgen und ein Frentz Peters Hans, ein Frenz Hans Frentz und Jürgen Frentzen zahlten damals gewichtige Steuerbeträge, für die nur größere Bauern in Betracht kamen. Im siebzehnten Jahrhundert verloren aber die Frenssen ihren Besitz; dessen Bebauung und Bewahrung war ihnen freilich ins Blut übergegangen; sie fühlten sich, waren sie nun auch Schäfer oder

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kätner, kleine Handwerker oder Studierte, doch stets stolz als Bauern, als „Uhlen". Und als der Dichter nach den Erfolgen des „Jörn Uhl" über größere Geldsummen verfügte, war es seine erste Tat, einen Hof zu erwerben. Dort setzte sich spornstreichs sein alter Vater fest, dort in Barlt wirtschaftet heute noch der Bruder neben dem fünfundachzigjährigen Greise.

Handwerker war der Vater. Ein fleißiger, wißbegieriger und flinker Dorftischler, der es sich im Leben sauer werden ließ, aber darauf hielt, daß seine Söhne etwas lernten. Die Mutter war eine stille, ängstliche und grüblerische Natur, eine schwere Schwarzseherin, die neben der wachen Heiterkeit des hellen, gescheiten Mannes den melancholischen Ernst der nach Sinn und Inhalt des Lebens fragenden Frau stellte. Von beiden erbte der Dichter die Haupteigenschaften: den sicheren, praktischen Blick für den Alltag, das tiefe, immer wache Gewissen für den Sonntag der Seele.

Zwischen den Häusern und Häuschen des Dorfes Barlt, auf seinen Wiesen und Feldern, hinter Hecken und Knicks wuchs der Knabe heran. Er ging schließlich den Weg vieler Dorfjungen, die, aus armem Kreise stammend, studieren sollen. Auf Meldorfs „hoher Schule", zu Husum, wo er Theodor Storm nahetrat, absolvierte er das Gymnasium, die Flegel- und Entwicklungsjahre. Ihre Unruhe trieb ihn nach der Reifeprüfung in den Süden Deutschlands; in Tübingen lauschte der junge Student erstmalig den theologischen Weisheiten; ein Berliner Jahr folgte; die Weltstadt quälte und bedrängte den Dörfler, der in den Ferien so schnell wie möglich auf seine grünen Wiesen und Triften eilte; kaum erlebte er die brausende Gegenwartskonzentration, die Berlin ausatmet. Er erledigte dann auf der Landesuniversität Kiel seine Examina und kam bald als wohlbestallter Pfarrer in die Heimat zurück, nach Hennstedt und später nach Hemme, beide Dörfer in Norderdithmarschen.

Jetzt setzte erst wieder jene innerliche Entwicklung ein, die seit dem Abschied aus Husum unterbrochen war. Die Eindrücke der Fremde hatten sie abgelenkt. In Tübingen war der junge Fuchs einsam gewesen, wie Heim Heiderieter ein Student „der Fakultät Uhland", der „fünften Fakultät", die ihn dazu verleitete, sich schon schriftstellerisch zu versuchen. In Berlin bedrückte ihn die Enge der Häuser und Straßen, sah er in dem großstädtischen Treiben nur eine dröhnende Anklage, keinen triumphierenden Willen der Menschheit. In Kiel ließ die Examensnot keine Geistesfreiheit aufkommen. Nun aber, in Hennstedt, sah er sich dem wirklichen Leben gegenübergestellt. Zum erstenmal nicht mehr als einer, der nach einem Berufe, nach der Überwindung von Examina, zu streben hat, sondern als unbehinderte, selbständige Individualität, die sofort Aufgaben erfüllen sollte. Da brach die seelische Not über ihn herein, die jeder durchzumachen hat, der es ernst meint mit seinem Verhältnis zur Welt, zu den Menschen und zu Gott. Das Ringen um die ethische und religiöse Weltanschauung hatte Woche um Woche, bei jeder Predigt, seine Schlachten und Krisen. Es waren ruhelose Jahre für diese Natur von einer fast wilden Ursprünglichkeit,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die sich nun brüchig fühlte. Die Vorarbeit für „Jörn Uhl", für „Hilligenlei" wurde geleistet. Beim Schreiben der „Dorfpredigten", in denen das Kirchenchristentum zur persönlichen Wahrheit, die biblischen Formen zu dithmarsischen Formen werden sollten, wuchs der Ethiker und Dichter Frenssen.

Diese Predigten zum Lesen erschienen zwar erst nach den „drei Getreuen", 1899, aber sie enthalten doch den Inhalt des Seelentums Frenssens von 1890 bis 1898. Weder dogmatisch, noch schönrednerisch kam der Pastor daher. Er hatte eine treue Beziehung zur Bauernwelt, ihrer Not und ihrem Inhalt gefunden, er hielt sich dann an die evangelischen Grundwahrheiten und erläuterte sie mit konkreter, originaler Heimatsliebe, nicht übertrieben fromm, sondern schlicht und gefühlsinnig. Religion, Poesie und Leben wurden vermählt, so daß auch der rein ästhetisch Genießende bei ihrem Lesen auf seine Rechnung kommt. Schon hier in dem Predigerwerke erscheint der in den Dichtungen bald zutage tretende Gegenwartsmensch. Sozial-ethische Momente überwiegen. Nicht das eigentlich Biblische ist Richtschnur, sondern das Sittliche im Religiösen.

Frenssens Predigtschaffen ging seinen Dichtungen nicht nur vorauf, sondern auch nebenher. Sein Ringen mit dem dichterischen Genius hing unmittelbar mit dem Ringen um den formalrichtigen Ausdruck seiner Weltanschauung zusammen. Schon das reine Historische seiner Entwicklung zeigt uns das, denn immer klarer wurde Frenssen beim Predigen seine dichterische Bestimmung. Er war zuerst durch reinen Zufall wieder an die poetischen Versuche seiner Jünglingszeit erinnert worden; mit eiserner Not hatte sich sein Inneres an diese Erinnerung geklammert, und er empfand es nun, „daß ich endlich die Stelle gefunden hätte, wo meine Wunderlichkeit und meine Gabe läge. Und allmählich, wie ich weitersann und wie ich die ersten kleinen Geschichten schrieb, wurde es immer heller, ich merkte, daß ich Augen hatte, welche die Dinge und die Seele plastisch sehen. Ich merkte, daß ich das Weinen mit den Weinenden und das Lachen mit den Lachenden nicht als christliche Lebensregel mir zu eigen gemacht hatte, sondern daß es eine besondere Naturanlage war, die mich so hob, so bedrückte: das Leben aller Menschen mitzuleben. Ich hatte die Gabe, mich zu vergessen, ja ich kann sagen, mich zu verlassen, und auf Stunden und Tage wie einer zu sein, der das Leben eines anderen führt. Da, nach kurzem Zaudern fing ich an, den ersten Roman zu schreiben. Ich hatte eine neue Aufgabe. Ich zog aus, mit dem Mut und mit dem Bangen der israelitischen Kundschafter, neue Länder zu entdecken. Und ich habe die Länder wahrhaftig und nicht im Traume gesehen."

So langsam wurde Frenssen sich seiner inneren Aufgabe bewußt. Der Dichter war geboren, der Künstler aber noch nicht aufgeweckt. Der erwachte erst, als der Dichter versuchte, die Gesichte, die ihm über seine Predigtbücher hin zugewinkt hatten, zu gestalten und festzuhalten, als er die „Sandgräfin" schrieb, seinen ersten Roman. Er begann ihn, ohne recht zu wissen, was es heißt, ein Lebens- und Landschaftsbild zu geben, einen Charakter und ein

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schicksal aus dem Nichts hinzustellen. Er glaubte, die Phantasie, ein wenig Lebenserfahrung und Menschenkenntnis genügten. Und so überließ er sich denn fröhlichen Mutes den Gebilden, die aus dem inneren Drange emporstiegen, so gab er sich sorglos hin an die Gefühle und Gedanken, die nach Ausdruck verlangten, ohne Kontrolle und Zwang über sie auszuüben. Während des Schaffens fühlte er aber bereits deutlich genug: „So geht es nicht, so romanhaft und althergebracht. Dies alles, was du da schreibst, ist dir ja innerlich so fern, so fremd. Ist es das, was du geben willst, was du zu sagen hast?"

Nein, das war es nicht. An der „Sandgräfin" versicherte der Dichter sich schnell seiner Erzählergabe. Dann schob er sie weg und versprach sich, nur dem zu gehorchen, was er als sein Eigen empfand, wovon er wußte, daß kein anderer es gleich ihm erlebt und gesehen hatte, darin so eingewurzelt und eingewachsen war. Hell und laut hatte die Melodie, der er nun nachging, schon in der „Sandgräfin" aufgeschrien: das Lied von der Heimat, ihrer Schönheit und ihrer Größe. Sie sollte im neuen Buche neu erstehen wie eine Göttin, die fortan alle Deutschen gelten lassen müßten. Sie war aber eng verbunden mit seinem eigenen Leben, Werden und Alltag. Und so sah er denn eine Gestalt vor sich, die er in den Mittelpunkt der neuen Geschichte zu rücken hatte. Das war Heim Heiderieter. Und das Buch war Frenssens erster dichterischer Roman „Die drei Getreuen", war das erste in jedem Sinne eigene Werk des Friesen, an dem man nicht mehr vorübergehen konnte.

Es war die große, grundlegende Beichte des Mannes. Was seine Jugend an Wünschen und Erkenntnissen, an Not und Sehnsucht bewahrt hatte, wurde hier Wort, Gestalt und Schicksal im Charakter und Werdegang der drei Hauptgestalten: Heim Heiderieter, Andreas und Franz Strandiger. Scharf schieden sich ihre Charaktere voneinander. Frenssen sah sie innerlich deutlich und fest umrissen vor sich und er vermochte es jetzt, sie zu gestalten. Er herrschte jetzt mit Bewußtheit über die technischen Fähigkeiten seines Talentes. In mancher Szene, in manchem Heimatbilde wuchsen sie weiter heraus, in eine Sicherheit hinein, die den besonderen Mann anzeigten. Er meldete sich auch bereits in der Art, wie die Bauernwelt gegeben wurde. Nicht im idealistischen Tendenzlichte, sondern in Liebe kritisch, aus innerem Zwange und freier Neigung wahrheits-, wirklichkeitsgetreu. Die Landschaft war jetzt sicherer gesehen, klarer gezeichnet. Das Meer, nicht mehr Hintergrund, stellte sich mitten in die Handlung. Wundervolle Silberstiftskizzen wurden entworfen, die Natur wurde personifiziert, dämonisiert. Man spürt, wie das Erleben, das unmittelbare Verantworten und Teilnehmen im Erzählten wirksam war, auch wenn die Erfindung sich im Romanhaften verlor.

So war denn die Heimat einmal innerlich überwunden, aber noch nicht für immer, noch nicht in solcher Stärke, daß der Dichter sich von ihr abwenden konnte, anderen Aufgaben zu. Denn in den „drei Getreuen" war besonders persönliches Seelengut, subjektives Leben und Wissen. Nun galt es aber, die Welt der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Heimat, das Bauerntum Dithmarschens in typischer Größe zu geben, so, daß jeder Leser sehen mußte, wie dies Land und seine Bewohner von jeher sind und sich entwickeln. Das „Jörn Uhl"-Thema wuchs unmittelbar aus dem Thema der „drei Getreuen" heraus.

Das Schaffen des dritten Romans schloß sich denn auch eng an den zweiten an. Er brachte den großen Sieg — äußerlich wie innerlich. Deutschland entdeckte in Frenssen mit dem „Jörn Uhl" den Dichter seiner Zeit. Und Frenssen überwand mit dem „Jörn Uhl" die einengenden Heimatgrenzen, wie er es deutlich und persönlich empfand, als er auf neu erworbenem Hof Bauer zu werden versuchte.

Ihn rief nun nicht mehr der Acker, sondern das ganze Volk. Der Erfolg seines Werkes, der Sieg seines Talentes, seiner Weltanschauung stellte ihn auf eine einsame Warte, unter die Männer, die für jeden Schritt, den sie tun, ihrem Volke Rechenschaft ablegen müssen, in die Welt des deutschen Geistes.

Fünf Jahre lang schwieg der Dichter nach dem Erscheinen des „Jörn Uhl". Keine Erfolghascherei jagte und hetzte sein Schaffen. Er mußte das große Ereignis, sich in seinem Werke erkannt zu sehen, erst innerlich seinem Charakter gemäß, überwinden, zu einem Stück Vergangenheit werden lassen. Gab es ihm doch die äußere und innere Freiheit. Er konnte nun von den Lasten des Amtes lassen, sich ganz seinem eingeborenen Berufe zur Verfügung stellen und er konnte jetzt die Stellung zur engeren und weiteren Heimat wählen, nach der er sich sehnte. Nicht Dithmarschen durfte es mehr sein, wofür er schuf, sondern ganz Deutschland war vom „Jörn Uhl" an seine Aufgabe und seine Pflicht, seine Heimat und sein Lebenselement, das erkannte er in den Zwischenjahren.

Mit Deutschland lebte er fortan. Er baute sich am Abhange der Blankeneser Berge sein neues Heim. Ein Haus, in das Licht und Luft dringt, durch das Frische und Helle weht. Aus den Fenstern sieht man hinab auf den breiten Elbstrom. Dort unten, zu Füßen des Berges, gleiten die Riesendampfer vorbei: sie weisen in die Welt hinaus und in die Heimat zurück. Jenseits des Stromes dehnt sich endlos die niederdeutsche Ebene in Dunst und Sonnenglast, in machtvoller Weite und Eintönigkeit. Die Winde, vom Meere wandernd, jagen drüber hin. Am hoch sich wölbenden Himmel treiben die Wolken — es ist einem, als liege das All hier vereint, man scheint hier zum ersten Male, in grandioser Wucht, den Begriff „Welt" zu erleben, wie man eine Liebe oder eine Not erlebt. Und in dem Riesenraume, der sich dem Auge darbietet, wachsen die Visionen, die Gedanken des Geistesmenschen zu fast niederdrückender Größe. Die sah Frenssen nach dem „Jörn Uhl" vor sich.

Und er spürte eine Not an sein Inneres klopfen, die Not ganz Deutschlands, die er persönlich schon seit Jahrzehnten mit sich trug: das Ringen um geistige Klarheit. Er hatte für sein Ich Resultate erkämpft, er hatte sich seine sittliche und religiöse Weltanschauung gebaut. Sie war das Beste, was er nach „Jörn Uhl" zu geben hatte. Und so offenbarte er sie denn in seinem neuen Werke:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Hilligenlei." Es barg zugleich die Tragik von Frenssens nordischem Wesen in sich. Langsam reift der Germane, langsam war auch Frenssen gewachsen, noch nicht ausgereift. Seine Entwicklung war, obwohl er es glaubte, noch nicht in sommerliche Zeit getreten; die Ernteſtunde für seine Weltanschauung war noch nicht gekommen. Jene restlose Größe und Klarheit, die er schon von seiner Weltanschauung erreicht meinte, fehlte noch. Sie blieb noch subjektiv. Und so fiel der Parteien Haß und Wut über das Werk her, das dichterisch zum Teil das Schönste birgt, was der Dichter geschaffen hat. Tief verwundet zog Frenssen sich zurück. Er hatte den ehrlichsten und reinsten Willen gezeigt. Dafür konnte er zum mindesten Gerechtigkeit verlangen. Die kennt aber die öffentliche Meinung nicht! Sie sah nicht, wie „Hilligenlei" abermals ein Dokument war für das Wesen der Gegenwart. Was dort ein einzelner auf sich nahm und gestaltete, es ging durch ganz Deutschland, daran nahmen alle Geister, die sich regen und entwickeln, persönlichsten Anteil. Und die Resultate, die geboten wurden, brachten vorwärts, nicht rückwärts auf dem Wege zu einer deutschen Religion, zu einer deutschen Sittlichkeit. Der Zorn, der in dem Romane loderte, war der edelsten einer und der Optimismus, der aus dem Werke hervorbrach, war von so sieghafter Schönheit, daß er Tausende in seinen Bann zwang und noch zwingt.

Frenssen hatte es, trotz ästhetischer und menschlicher Fehler, doch recht gemacht mit „Hilligenlei". Er hatte deutsches Neuland gezeigt, wie es die Gegenwart wünscht und schafft, er hatte die Not der deutschen Seele dargeboten, die leiden muß, weil sie ehrlich ist und der Welt immer den geistigen Gehalt vermittelt oder gar geschaffen hatte. Im Bewußtsein des Adels seiner Tat konnte der Dichter seinen Kopf noch höher tragen, als ihm der Erfolg des „Jörn Uhl" schon gebot. Denn durch „Hilligenlei" wurde der deutsche Michel abermals wachgerüttelt, damit er nicht ganz in die Macht von Kasten und Parteien, Cliquen und Fremdlingen geriet.

Um den deutschen Michel war es dem Dichter ja fortan immer zu tun. Erkannte er eine große Not, die am Mark des deutschen Vaterlandes fraß, so ergriff ihn stark und unaufhaltsam der Zorn, der wie eine Blutwelle über ihm hinschoß, ihn zwang, seine Stimme gegen diese Not zu erheben, weil er wußte, wie sehr er gehört wurde. Als in den Jahren der Kämpfe in Südwest die Deutschen in der Heimat nur Augen hatten für die Schlachten zwischen Russen und Japanern im fremden Osten, da hob er seinen Finger und wies auf diese Schmach hin, wie sehr die Deutschen ihr eigenes Blut verließen und verrieten. „Peter Moors Fahrt nach Südwest", die Ilias der deutschen Kolonien, wurde die dritte große nationale Tat des Dichters. Sie findet ihren schönsten Lohn, denn die Erzählung ist drauf und dran, ein deutsches Volksbuch im alten Sinne zu werden!

Die Kampfepoche im Leben des Dichters ebbte nun ab. Ruhe trat um ihn ein. Er lebte sich ein in seiner Blankeneser Welt. Hier sah er das materielle Deutschland der Welt gegenübergestellt. Und hier sah er Deutschland, wie es in der Gegenwart schafft, hier sah er, wodurch es in der Gegenwart groß ist. Dieses

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schaffen, diese Schaffenden, diese Stellung den Binnenländern zu zeigen, fühlte er bald als seine Aufgabe. In der Gestalt des „Klaus Hinrich Baas" schuf er — mit einigen individuellen Zügen — den typischen Repräsentanten des modernen deutschen Großkaufmanns, die heutige Eroberernatur. Und er stellte sie mit gereifter Erzählerkunst und impressionistischer Eindruckskraft hinein in die Atmosphäre Hamburgs, die episch bewältigt wurde, wie niemals bisher. „Klaus Hinrich Baas" wurde Frenssens Gegenstück zum „Jörn Uhl". Einst gestaltete er das Bauerntum, jetzt die Kaufmannschaft und in „Hilligenlei" war die moderne geistige Welt dichterischer Ausdruck geworden.

Eine mächtige Trilogie, fürwahr, an der die kleinliche Krittelei, die man heute für das Wesen literarischer Kritik zu halten nur allzu leicht geneig ist, nicht zu rütteln vermag, enthüllte so das Werden einer für unsere Zeit zumindest bedeutungsvollen Persönlichkeit, die sich aus Heimatgrenzen zur Vaterlandstreue, zur Menschheitsweite emporgerungen hatte und die nun, da sie allmählich Distanz zu „Hilligenlei" erlangte, die große Revision an der einst aufgestellten Weltanschauung ehrlich und treu begann. „Der Untergang der Anna Hollmann" spricht davon. Christentum und Tradition wurden beiseite geschoben. Es blieb allein die große Frage um die Persönlichkeit Gottes, um seine Gerechtigkeit, um sein Verhältnis zur Welt, um Zweck und Ziel und Sinn des menschlichen Daseins. Jan Guldt sollte diese Frage beantworten; er fand die Lösung nicht, er fand nur eins: immer wieder sich selbst!

Mit diesen sieben Werken, zu denen der dramatische Versuch „Sönke Erichsen" nur als Beweis von der unermüdlichen Künstlerarbeit des Dichters zu zählen ist, steht Gustav Frenssen an seinem fünfzigsten Geburtstag vor uns: eine Persönlichkeit, in ihrem Wesen durch und durch deutsch, dithmarsisch hart und eigenwillig, germanisch verträumt und zart, gegenwartstreu, ein Gewissen für die Not der Zeit, ehrlich und aufopfernd, rücksichtslos im Erkennen und Offenbaren, sich selbst vertrauend, wachsend als Mensch wie als Künstler. Er ging von der „Sandgräfin" aus, schuf langsam Werk um Werk. Jeder Roman, jede Erzählung hat ihren besonderen Gehalt, ihren besonderen Wert. Da ist kein Buch, das der vorüberfliehende Alltag hervorrief, das aus Sensation oder Erfolgssucht entstand, das schnell und leichtsinnig geschrieben wurde. Sondern von den „Drei Getreuen" an weisen alle das Herzblut des Dichters, die seelische Not des Menschen auf. Aber nicht nur das: jedes Werk hat auch sein Eigenes zu bedeuten, zu sagen. Alle diese Romane sind so fest verwachsen mit dem Wesen der Gegenwart, daß sie aus dem zwanzigsten Jahrhundert nicht fortzudenken sind. Wer einst das erste Jahrzehnt des neuen Säkulums charakterisieren will, er findet es in Frenssens Büchern: sie sind die Extrakte aus den Gärungen, den Arbeiten und Sorgen, den Hoffnungen und Bestrebungen, mit denen wir jetzt leben und atmen. Denke dir die Gestalt dieses Dichters fort aus dem literarischen Schaffen: so siehst du geradezu eine Lücke. Denn es ist niemand, den du an seine Seite, geschweige denn an seinen Platz setzen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

könntest. Gerhart Hauptmann, Peter Rosegger — durch Welten sind sie getrennt von diesem Aristokraten des Volkes, von diesem Bauernsohne und Rassenmenschen. Als Menschen sind sie von anderer Art und erst recht als Dichter, als Künstler. Frenssen ist der große Epiker unserer Zeit, wie sie der deutsche Norden sieht und formt. Er gehört nicht unter das geschwätzige Volk des Südens. Ernste Schweigsamkeit ist ihm eigen. Wenn er spricht, tut er es nicht als Bildungsmensch, auch nicht als Popularisator, sondern aus dem Erleben heraus, im Bewußtsein seiner Verantwortung, im Ernste seiner gewählten Gedanken, in der Kraft seines Blutes. Wenn er das Volk erzieht, tut er es als einsamer Ethiker, nicht im Dienste einer überlieferten Weltanschauung, sondern Erkenntnissen gemäß, die die Natur und der Entwicklungsstand hervorrufen. Er sieht um sich die Erde, die der Bauer bebaut, und er wurzelt in ihr, aber er weiß, seine Augen schweifen in die Regionen, da die Menschheit als Ganzes denkt und schafft. Und die Menschheit individualisiert sich ihm im deutschen Volke: er ist als Dichter durch und durch national, er kann es gar nicht anders, er vermag sich ebensowenig zu wandeln wie ein Luther, ein Bismarck, weil er deutschen Wesens ist.

Das beweist auch sein Künstlertum. Es ist nicht angekränkelt vom romanischen Formenideal und es findet auch nicht die fremdländische Abrundung, der man infolge von Klassizismus und Romanismus soviel Gewalt im deutschen Kunsturteil einräumt. Frenssen strebt, innerlich getrieben, halb unbewußt, nach der deutschen Form und er wird sie vielleicht einmal offenbaren. Darum ist ein ewiges Hasten und Suchen in seinem künstlerischen Ausdruck. Sein Stil hatte sich von Tradition und falscher Erziehung zu befreien, hat zu ringen mit der Fülle der Gesichte und Gedanken, sucht den großen Rhythmus und die erhabene Plastik, die letztmögliche Konzentration und höchste Anschaulichkeit, die das Wort gestattet, sucht die Eindruckskraft und Bedeutung der alten Volksballaden und Sagas, die Geschlossenheit und Größe der nordischen Natur. Und nach diesem Ziele hin hat sich die künstlerische Form von Werk zu Werk weiterentwickelt, nicht tendenziös und verstandesmäßig konzipiert, wohl aber sagenmäßig durchgebildet und ausgeschmückt, immer in Bewegung, im Mitströmen mit allen Elementen des Frenssenschen Pathos, der Frenssenschen Energie.

Gustav Frenssen ist noch nicht am Höhepunkt seiner Entwicklung. Für ihn bedeutet die Jahreszahl fünfzig nur eine Zahl, keinen Abschnitt und kein Halt machen. Er gehört zu den Naturen, die in dem Jahrzehnt, das jetzt vor ihm liegt, ihr Bestes zu geben pflegen, und denen alles, was zuvor kam, ein Durchgang, ein Aufstieg, ein Vorbereiten war. Seine nächsten Werke werden davon zeugen. Noch reiner und unmittelbarer, noch deutlicher und gewaltiger werden sie dartun, was dieser Mann, der männlichsten einer im Herzen und im Willen, im Fühlen und im Denken, unserer Zeit ist. Darum kein Nörgeln und Mäkeln an diesem ehrlichen Streben und überragenden Können, erwiesen in einer Folge von unnachahmbaren Werken. Anschluß an die große Gesinnung, die aus der ganzen Persönlichkeit leuchtet: das sei das Gelübde zu seinem Ehrentage.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG